Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 27 (1923-1924)

Heft: 10

Artikel: Etwas über Kurpfuscherei [Schluss folgt]

Autor: Zimmermann, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667903

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gung entgegengebracht mit seinem herrlichen Gedichte: Hier unter diesem Rasengrün". Als der Gesangverein der Zürcher Studenten anno 1858 seine heute noch in jedem Frühling stattfindende Maifahrt nach der Insel Ufenau auß= führte¹), wurde auch Keller dazu eingeladen. Noch zwei Jahrzehnte später erinnerte er sich jenes Tages, "als ob es erst gestern gewesen wäre." Ohne Wissen des Poeten hatte Baum= gartner — dem Keller herzlich zugetan war das schöne Gedicht "Ufenau" ("Hier unter die= sem Rasengrün") in Töne gesetzt und von der akademischen Jugend, deren Gesang er leitete, einüben lassen. Nun erscholl auf der grünen Insel, wo Hutten begraben liegt, das ihm zu Ehren gedichtete Lied. Nachdem die letzten Töne verklungen waren, konnte Keller die Tränen nicht mehr bemeistern und fiel seinem lieben Baumgartner um den Hals.

Am Nachmittage des 24. September 1797 besuchte Goethe mit seinem Freunde J. Meher von Stäfa aus die Usenau. Er durchwanderte das Eiland, das im milden Glanz der Herbstssonne golden aufleuchtete, und beschaute vom Arnsberge aus freudestrahlend den blauen See mit seinen Weinbergen und Dörfern, das malezische Kapperswil mit seiner altersgrauen Burg und das ferne blinkende Schneegebirge.

Wir möchten den Abschnitt über die Ufenau schließen mit einem Worte des Dankes an das Stift Einsiedeln, welches die Insel Jahrhun= derte hindurch unverändert zu erhalten verstand. Das stille, grüne Giland heimelt uns neuzeit= liche Rulturmenschen, die wir in ein so vielge= staltiges, ruheloses Leben verstrickt sind, außer= erdentlich an. Man kann nur mit Bangen da= ran denken, was aus dieser herrlichen Stätte hätte werden müssen, wenn es im Laufe des 19. Jahrhunderts einem Konsortium gelungen wäre, das "vernachläffigte" Eiland zu erwerben und dem Fremdenverkehr zu "erschließen." Zu= treffend bemerkt Dr. Ferdinand Reller: "Der Freund schweizerischer Altertümer kann sich nur freuen, daß diese Insel, welche für das Stift solvohl als die Umgegend von so hoher Bedeutung ist und die in ihrem jetigen Zustande den Besucher plötslich aus der Gegenwart in längst entschwundene Jahrhunderte versett, nie dauernd ihrem ursprünglichen Eigentümer entfrem= det wurde. Denn man darf mit Recht anneh= men, daß Einsiedeln seiner schönsten und merkwürdigsten Besitzung diejenige Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwenden werde, welche die noch stehenden kirchlichen Gebäude verlangen und verdienen."

Wege.

Wege gibt es, die zu Söhen führen, Wege gibt es, die durch Täler schreifen, Und die nie die müden Wandersüße Zu den lichtumfloßnen Söhen leifen. Und es heben aus den Schaffentiefen Sehnend sich die Blicke zu den blauen Lichtumsloßnen Söh'n, die ihre Gipfel Sonnenfrunken in die Klarheif bauen.

Und es flehen hocherhobne Hände Jene andern, die dort Stufen schlagen, Um die Führung, daß auch ihre Kräfte Zielentflammt sich zu den Köhen wagen. Industrieber.

Etwas über Kurpfuscherei.

Ein Mahnwort von Dr. A. Zimmermann, Zürich.

Mein lieber Leser! Wenn ich es wage, in einer Zeitschrift, die in die Hände von tausend und abertausend Lesern der verschiedensten Richtungen gelegt wird, über dieses Thema zu schreisben, so weiß ich wohl, daß mein Wort da und dort auf guten Voden fallen mag, daß ich aber auch gelegentlich in ein Wespennest hineingreisen

fann. Und wenn ich es dennoch wage, so darf man mir glauben, daß ich es nicht aus Eigennut tue, sondern aus der festen überzeugung heraus, daß in dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht eines Arztes ist, besonders wenn er in unabhängiger Stellung sich besindet und sei-

¹⁾ Siehe Abolf Fren, Erinnerungen an Gottfried Keller, Seite 64, Verl. Häffel, Leipzig.

nen Verdienst nicht mehr durch Ausübung des Arztberufes gewinnt, für den er einsteht. Ich spreche also zu Dir, lieber Leser, unbeschwert von Brotford und Existenzkamps, nur zur Sache als solcher und will versuchen, nicht in gelehrter Abshandlung, sondern mit einfachster logischer Gesdankenentwicklung, Dich zu überzeugen, daß die Kurpfuscherei etwas Schädliches und Auszurotendes ist, und daß das Heil des Bolkes in gesundheitlicher Beziehung einzig und allein bei der wissenschaftlichen Medizin und ihren Berstretern, den Arzten, liegt.

Was versteht man eigentlich unter Kur-

pfuscherei? Was ist ein Kurpfuscher?

Pfusch en ist nach Grimms Wörterbuch "das unberechtigte, gegen die Zunftordnung verstoßende, geschäftliche Arbeiten." "Psuschen heißt, heimlich und unberechtigt eine nicht zunstzgemäß gelernte, nur dem zünftigen Handwerker zukommende Arbeit verrichten, ein Handwerk unbefugt außüben." Ein Psuscher ist also einer, der einen Beruf außübt, ohne dazu befähigt und badurch befugt, berechtigt zu sein.

Kur bezeichnet nach Grimm Heilung und auch den Versuch zur Heilung, also die ärztliche Behandlung von Kranken. Demnach wäre ein Kurpfuscher, dem Wortsinne nach ein Mensch, der ohne dazu befähigt und berechtigt zu sein, Kranke heilen will und sie zu diesem Zwecke be-

handelt.

Aber auch so ist die Definition noch nicht vollständig erschöpfend und würde eventuell gewisse Ungerechtigkeiten heraufbeschwören kön= nen; man benke an den barmherzigen Sama= riter, der die Wunden eines Mitmenschen ber= bindet oder an den ausländischen Arzt, der in den Ferien in der Schweiz bei einem Unglücksfall helfend einspringt etc. Solche Leute ohne weiteres Kurpfuscher zu nennen, fällt uns gar nicht ein. Nein, wir nennen Kurpfuscher erst den, der gewerbsmäßig, d. h. zum Zwecke des Geldverdienens die Heiltätigkeit ausübt, zu der er weder befähigt noch berechtigt ist. Die be= reinigte Definition wird also lauten: Rurpfuscherei ist die gewerbsmäßige Krankenbehandlung durch Personen, die dazu nicht die auf Grund eines Fähigkeitsausweises erhaltene gesetzliche Erlaubnis besitzen, und ein Kurpfuscher ist eine Person, welche gewerbsmäßig Krankenbehandlung ohne die auf Grund eines Fähigfeitsausweises erhaltene gesetzliche Erlaubnis ausübt.

Du fragst mich, lieber Leser, ob denn das wirklich so gefährlich sei, wie es immer darge= stellt werde? Ich antworte Dir: Ja, das ist ge= fährlich und zwar eben aus dem gewiß triftigen Grunde, weil diese Leute zur Krankheitsbehand= lung nicht befähigt find. Ich halte diesen Grund als Arzt für viel wichtiger, als den andern: daß sie zur Ausübung des Heilgewerbes nicht berech= tigt sind. Diese wilden Heilbeflissenen werden es allerdings nicht gelten lassen, daß ihnen diese Befähigung abgeht, und werden mit dem Bruftton der Überzeugung und der Entrüstung ob einer solchen Zumutung das so laut als möglich der Welt bekannt geben; aber deswegen ist es eben doch wahr, und ich will dafür auch sofort den Beweiß antreten.

Laßt uns zu diesem Zwecke einmal den Studiengang eines Arztes und denjenigen eines Laienpraktikers oder Kurpfusch ers, wenn und soweit man diesen Namen überhaupt für dessen Ausbildung brauchen darf, miteinander vergleichen. Wem da nicht sofort die Augen aufgehen, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Der Arzt absolviert zunächst, wie jeder Schweizer, die obligatorische Volksschule — Pri= mar= und Sekundarschule —, hernach vier Jahre die Mittelschule — das Ghmnasium —, das ihm eine abgeschlossene, eine Grundlage für allge= meine Bildung verschafft, und das durch eine Schlufprüfung, eine sogenannte Maturität einen Reifeausweis — abgeschlossen wird. Erst auf Grund dieses Reifezeugnisses ist ihm alsdann der Weg zur Hochschule geöffnet, der ihm ohne dasselbe verschlossen bleibt. Auf der Hochschule erwirbt er sodann in 6-7jährigem Studium die nötigen Kenntnisse zur Ausübung seines verantwortungsvollen Berufes, über de= ren Besitz er sich in drei Ctappen und in drei Prüfungen — zwei propaedeutischen und einem abschließenden Staatsexamen — ausweisen muß. In die beiden propaedeutischen, d. h. Vorerzie= hungsetappen, die mindestens vier Semester um= fassen, fällt das Studium aller jener Fächer, — - Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Chemie, Physik, Physiologie und Anatomie —, die zum Verständnis der verschiedenen kompli= zierten Vorgänge im menschlichen Körper nötig sind; in der dritten, der klinischen Stappe, die sich ausschließlich in den Spitälern am Krankenbette abspielt, studiert er die Abweichungen und Veränderungen der erwähnten normalen che= misch=phhsiologischen Vorgänge im Körper, d. h. die Krankheiten des menschlichen Körpers, medizinischer oder chirurgisch-geburtshülflicher Art, und wird eingeführt in die verschiedensten Untersuchungsmethoden, die zur Erkennung dieser Krankheiten unerläßlich sind. Wer im abschliezenden Examen nicht über das geforderte Minimum aller dieser Kenntnisse verfügt, fällt durch und wird nicht zur Behandlung der kranken Wenschen in der Praxis zugelassen.

Und nun der Kurpfuscher oder Laienprak= Nichts von alledem, was vom Schul= mediziner gefordert wird! Seine Schulbildung schließt gewöhnlich schon vor der Sekundarschul= ftufe ab, seine Ausbildung als Heilpraktiker ver= schafft er sich durch das fritiklose Selbststudium irgend eines naturheilkundlichen Lehrbuches, eines Bilz oder Ruhne, Kneipp oder Platen, oder irgend eines in Ausnützung einer Ge= schäftskonjunktur zur sogen. Naturheilkunde übergetretenen abtrünnigen oder durchgefalle= nen Schulmediziners. Wenn es hoch kommt, wird einer der in Deutschland erteilten neun= monatigen Lehrkurse für Laienpraktiker durch= gemacht; man erwirbt als äußeren Zierat irgend einen hochtönenden Titel oder erhält ein Fachdiplom. Und mit dieser Scheinbildung und dem verdeckenden scheinwissenschaftlichen Titeldeck= mäntelchen geht's auf das franke Publikum los mit einer ebenfalls in diesen Rursen erlernten Reklamefertigkeit, die ihre Dienste tut und in vielen Fällen nur allzureiche Früchte trägt.

Ich frage Dich, lieber Leser, bei welch and= rer Angelegenheit des täglichen Lebens würde ein vernünftiger Mensch sich an solche Sachver= ständige wenden? Läßt einer jemals Pläne für ein zu bauendes Haus von einem Fabrikarbeiter Läßt Du Dich in Kleidersachen von machen? einem Schmied, statt von einem Schneider be= raten oder Dir Deine Schuhe bei einem Zucker= bäcker an Stelle eines Schufters anfertigen? Lässest Du Deine Prozesse, wo es doch nur um Geld oder Geldeswert geht, von einem Juristen oder von einem Tramfondufteur führen? Und gerade da, wo es sich um weitaus mehr, als um Vermögenswerte, wo es sich um das Kostbarste, das Du besitzest, um Deine Gesundheit handelt, solltest Du zum Kurpfuscher laufen anstatt dem studierten erprobten Arzte Dich anzuvertrauen? Hältst Du es wirklich für möglich, daß man ohne Kenntnis der Anatomie, der Physiologie, ohne biologisches Experiment, ohne Chemie, ohne Sektionen, durch bloges Selbststudium oder in einer neunmonatigen Schnellbleiche den kompli=

ziertesten aller Mechanismen, den menschlichen Körper, kenne und ihn in kranken Tagen be= handeln lernen könne? Der gefunde Menschen= verstand sollte einem eingeben, daß das unmög= lich ist, und daß es eine Gefahr für Leib und Leben bedeutet, sich solchen ganz und gar nicht vorgebildeten Laien-Stümpern in kranken Tagen anzuvertrauen. Wohl hat einmal ein Laien= praktiker alle diese Erwägungen kurzerhand und frivol lächelnd mit dem Ausspruche abgetan: Das sei alles gar nicht nötig — Heilen sei eben feine Wissenschaft — heilen sei eine Kunst! Dem halte ich entgegen: Nein! Heilen ist eine Wissen= schaft und eine Runst zugleich, und wer es unter= nimmt, franke Menschen in ihren Leiden zu be= handeln, der muß viel wissen und viel können.

Woher kommt es aber nun, daß es immer und immer doch wieder Menschen gibt, die sich diesen unwissenden Kurpfuschern, statt dem Urzte, zuwenden?

Darauf antworte ich: Das liegt im mensch= lichen Aberglauben begründet, der auf keinem andern Gebiete üppiger seit alten Zeiten ins Rraut geschossen ist, als gerade auf dem der Me= dizin. Und ferner in der Tatsache, daß es des= gleichen wohl kein Gebiet gibt, — die Politik vielleicht ausgenommen — auf dem jeder, auch der Einfältigste, sich mehr zu einem Urteil be= rechtigt hält, als das Gebiet der Medizin. Dazu fommt weiter ein immer noch in jedem Men= schen spukendes, ganz generelles Mißtrauen gegenüber dem gebildeten Mediziner — sicherlich ein überrest aus den Zeiten, da die ärztliche Kunst noch sehr im Argen lag — und das sich merkwürdigerweise bis auf die heutige Zeit im Menschengeschlechte erhalten hat. Auch eine der Wunsch ist jedenfalls der Vater des Ge= dankens — sich da und dort geltendmachende überschätzung des ärztlichen Könnens, das dann gelegentlich zu bittern Enttäuschungen führt, spielt wohl dabei eine gewisse Rolle.

Dann aber ist dies überlaufen ins kurpfusscherische Lager weiter sehr stark dadurch besdingt, daß der Kurpfuscher auch da flottweg Heilung verspricht, wo der seriöse Arzt in seiner Bescheidenheit eingestehen muß: "Ich bin am Ende meiner Weisheit und meines Könnens angelangt" — Heilung verspricht, auch wenn er genau weiß, daß er lügt, um des schnöden Geldserwerbes willen, bewußt lügt.

Ich wiederhole also: Die Kurpfuscherei ist eine Gefahr für die leidende Menschheit, und man hat allen Grund, sich vor ihr zu hüten, sie zu bekämpfen und so gut es geht — eine außerordentlich schwere Aufgabe — sie einzuschränken.

Die Gefahr liegt nun nicht einmal darin, daß gelegentlich einzelne Menschen Kurpfuscherei betreiben; die eigentliche Gefahr liegt vielmehr darin, daß diese Kurpfuschereibetreibung sustematisch geschehen kann, d. h. daß daraus besons dere Systeme und Lehren gemacht werden. Die Menschen, die sie betreiben, haben sich zum Teil zu Verbindungen, Gesellschaften oder sonstigen Vereinigungen zusammengeschlossen. So ist ein

förmliches Sektenwesen entstanden, das sich damit beschäftigt, diese abergläubischen Lehren besonders zu kultivieren und zu verbreiten. Diese Sekten bekämpfen sich wohl untereinander, kämpfen aber einzeln und gemeinsam auch stetz gegen die wissenschaftliche Medizin und stiften dadurch, daß sie es verstehen, durch allerhand Vorspiegelungen, z. T. direkt durch Betrügerei, den Glauben und das Vertrauen größerer Volksschichten sich zu erwerben, außerordentlich großen Schaden.

Vom Heizerbübchen zum Manne aus eigener Kraft.

Es ist unwahrscheinlich, aber für uns und unsere Zeit charafteristisch, daß ich als guter Winterthurer zuerst das Schwabenalter errei= chen und halb Europa durchqueren mußte, um in einem Nest der veronesischen Tiefebene zum ersten Mal zu sehen, wie eine Sulzer-Ventila= tion, wie Rieter=Haspeln und Spulen, wie Ho= negger=Zettelmaschinen aus Rüti aussehen und wie sie arbeiten. Der Einblick in eine moderne, groß angelegte Spinnerei war für mich um so interessanter, als ich soeben in eingehendem Spezialstudium die uralten Nestboden der pri= mitiven Handverarbeitung von Hanf, Flachs und Wolle bei den Bauern Oberitaliens kennen gelernt hatte. So war es für mich eine wahre Offenbarung zu sehen, wie das wissenschaftlich beobachtende Auge des Erfinders die einfachen Bewegungen der empirisch arbeitenden Bauern= frau bewußt in ihre einzelnen Elemente zer= legen und jede Bewegungsphase einer einfachen, aber sinnreichen Maschine übertragen konnte. Die 100 Maschinen mit ihren 1000 Kädern und Spulen und den 10,000 wohlgeordneten Fäd= chen waren etwas Bewunderungswürdiges. Aber noch weit wunderbarer schien mir der Ropf des Mannes, der das alles geschaffen hatte. Blick, den ich in die Seele und das Leben dieses Schweizers tun durfte, freute mich noch weit mehr als die Fabrik, die er leitet.

Wie ich im April 1921 auf einer Studienreise in einer größeren Ortschaft südlich Berona Halt machte, wies der Gemeindeschreiber mich auf eine Erkundigung hin an den Direktor der dortigen Spinnerei, einer der größten Italiens. Iener sei auch ein Schweizer, und da er sich nicht nur um sein Geschäft kümmere, sondern auch für das ökonomische und geistige Leben seines Ortes lebhaftes Interesse habe, werde ich sicher gute Aufnahme und Auskunft sinden, um so mehr als der Direktor durch seinen intensiven Kontakt mit den Arbeitern diese und die Gemeinde sehr gut kenne und darum auch allgemein geschäht werde.

Diese Empfehlung gab mir ein sozialistisscher Sekretär einer sozialistischen Gemeinde. Das und der heimelige Glarner Name flößten mir Hoffnung ein. Und wirklich, auf den ersten Blick erkannte ich den Schweizer und von welcher Art der Mann.

Der Herr über 1000 Arbeiter, in dessen Fa= brikmauern man mit Leichtigkeit das ganze Dorf stellen könnte, kam bescheiden und im Ar= beitsgewand am Rand der Allee herauf, mit sicheren Schritten, aber fast etwas schief, wie einer, der schon viel geschafft hat und eine mäch= tige Last auf den Schultern trägt. Eher klein, gedrungen, mit blondem Spizbärtchen, den Ropf leicht vorgeneigt; aus tiefliegenden, etwas umschatteten, blauen Augen sieht er mit freund= lich forschendem Blick auf den Fremden. Ein Wort und wir haben uns gefunden. Wir gehen auf und ab unter den freudig sprossenden Bäumen seines Gartens, den er selbst gepflanzt, im schattenlosen Land der gestutten Bäume, um etwas freitreibendes Grün, etwas Tannenge= ruch, etwas Schweiz zu haben. Kaum habe ich mich fertig vorgestellt, bricht der Direktor in helles Lachen aus. Ob ich also wohl der Mann sei, der soeben zwei seiner Arbeiter auf der Straße ausgefragt habe nach Lehrer, Pfarrer, Sckretär, deren Wohnung und nach der Art die= ser Fabrik? Sie seien soeben zu ihm gekom= men, um ihn zu warnen, denn der Herr gefalle ihnen gar nicht, das müsse offenbar ein bolsche= wistischer Anstifter sein. Er solle sich hüten. Wir lachten natürlich gewaltig über das tref= fende Urteil, das mich nicht erschreckte, aber mir einen gewaltigen Respekt einflößte vor dem